Am Rande des Zeitgeschehens : ein Kleinbahnhof in Oesterreich

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 13

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638718

Nutzungsbedingungen

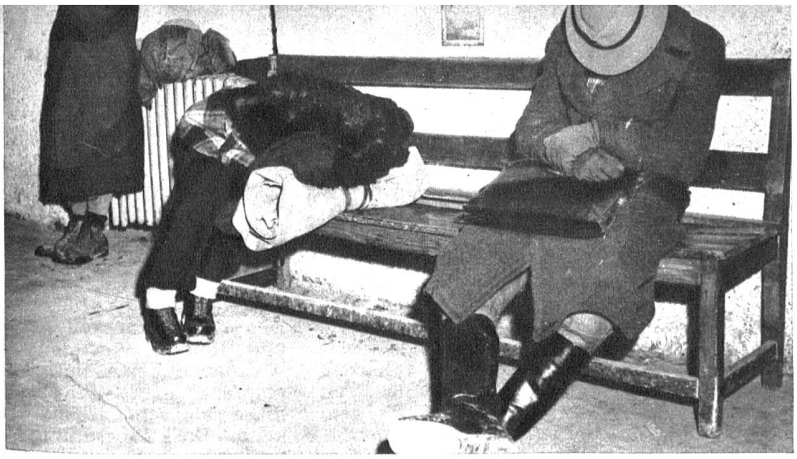
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Überall, auf allen Bahnstationen Oesterreichs dasselbe Bild: Schlafende Menschen in den unmöglichsten Körperstellungen, müde Gesichter, aus welchen ausdruckslose Augen ins Leere starren. Kein Lächeln, keine lauten Worte — Menschen, die bereits gestorben zu sein scheinen

Am Rande des Zeitgeschehens —

Zwei Frauen, ein junges Mädchen und ein Kind — alle in langen, warmen Skihosen, einige Koffer, Decken. Wohin führt der Weg? Sie wissen es selber nicht. Ausgewiesen, unerwünscht. Heim ins Reich

Links: Keine Schweinslederkoffer, mit Hoteletiketten beklebt, werden heute auf dem Salzburger Bahnhof der Gepäckaufbewahrungsstelle übergeben, sondern Pappschachteln, Schnürbündel und Rucksäcke, welche die spärliche Habe der Flüchtlinge enthalten

(Photopress Zürich)

Unten: Eingehüllt in einen dicken Ledermantel, mit währschaften Schuhen und warmen Socken, gehört dieser Schläfer, der seine lange Wartezeit mit Schlaf verkürzt, schon zu den glücklichen Menschen, denn die wenigsten Leute verfügten über wintertüchtige Kleider

ein Kleinbahnhof in Oesterreich

Wer an einem schönen Sonntag oder an Festtagen in unserm Schweizerland auf Reisen geht, der hatte schon oftmals Gelegenheit, die Leistungsfähigkeit und Pünktlichkeit unserer Bundesbahnen zu bewundern. Gewiss, während den Stosszeiten ist es nicht immer leicht, einen Sitzplatz zu finden. Die SBB verfügen nur über deren 200 000. Und trotzdem ist die Benützung unserer Bahnen, gemessen an den unzähligen Widerwärtigkeiten im Bahnverkehr der uns umgebenden Länder, ein reines Vergnügen.

Anders in Oesterreich, unserem, von vier Mächten besetzten Nachbarland im Osten. Zwar zirkulieren im Verhältnis zu Deutschland, dank der elektrischen Traktion, der Unabhängigkeit von der Kohle, ziemlich viele Züge. Die Zonenschranken jedoch erweisen sich für einen geordneten Zugsverkehr als gewaltiges Hemmnis. Der einzige Zug, welcher diese Mauer «überklettert», ist der Arlbergexpress, welcher Paris mit Wien verbindet und bereits dreimal wöchentlich fahrplanmässig verkehrt. Jeder Bahnhof in Oesterreich bietet heute ein Bild grösster Trostlosigkeit. In den Restaurationsräumen und den Wartsälen drängt sich eine hoffnungslose Menschenmenge, demobilisierte Wehrmachtsangehörige, Rückwanderer aus dem Reich, aus Oesterreich ausgewiesene Reichsdeutsche, und je nach der Zone französische, amerikanische oder englische Soldaten. Alle verbindet der gemeinsame Wunsch, es möchte sich möglichst bald eine Fahrgelegenheit bieten. Aber bis ein Zug heranbraust, vergehen endlose Stunden — und durch die leeren Tür- und Fensterrahmen bläst eine eisige Biese. Da sitzen und liegen sie dann, die Menschen ohne Heimat, versuchen, in ihre Mäntel und Decken eingewickelt, auf Bänken oder auf dem Fussboden einzuschlafen, Hunger und Kälte zu vergessen. Kleinbahnidyll? Nein! Tragik eines kleinen Ländchens.

Die zerbrochene Melodie

Endlich hatten wir alle die langen Gänge der Irrenanstalt durchwandelt. In wieviele Zellen voller Elend, Grauen und Hoffnungslosigkeit sahen wir hinein! Doch die schlimmsten und furchtbarsten Kranken haben wir gar nicht besuchen dürfen. Der Herr Verwalter wollte uns schonen. Gesunde Menschen könnten sich nur nach und nach daran gewöhnen, bemerkte er, bitter lächelnd.

Eben wollten wir uns mit einigen Worten warmen Dankes verabschieden, um erleichtert hinauszugehen — da ertönte plötzlich aus einer nahen Zelle ein furchtbares Schreien, nein, kein Schreien, kein menschliches Stöhnen, aber auch nicht tierische Laute vernahmen wir ... Der Verwalter, der doch an vieles gewohnt zu sein schien, zog die Stirne kraus und biss sich auf die Lippen. Uns lief die Gänsehaut über den Rücken. Die Töne, dieses wahnsinnige Kreischen schien Mauern durchdringen zu können. Es klang nicht stark, doch unheimlich einschneidend, marternd und gemartert. Der Herr Verwalter bat uns, ihn zu begleiten. In seinem Privatbureau angekommen, liessen wir uns alle ungeheissen auf die bereitstehenden Stühle nieder.

«Nun, liebe Besucher», sprach der erfahrene Alte, «da Sie eben die Laute unseres schwersten Patienten gehört haben, so fühle ich mich gewissermassen verpflichtet, Ihnen etwas aus der Lebensgeschichte dieses armen Menschen zu erzählen, ohne zu befürchten, mein Amtsgeheimnis preiszugeben. Der arme Patient lebt nämlich als Unheilbarer, ähnlich wie ein Tier, verlassen von allen Verwandten und Bekannten — und muss bis zu seinem Lebensende in seiner Zelle Tag und Nacht eingesperrt bleiben. Schon seit sieben Jahren vernehmen wir von Zeit zu Zeit diese Laute, dieses — Geigenspiel! Sie sind verwundert, nicht wahr, dass ich von Geigenspiel rede? In der Tat, wer's nicht weiss, kann's fast nicht glauben. Der arme Kranke hat nämlich eine richtige Künstlergeige bei sich in der Zelle. Dieses Instrument martert er, lockt aus ihm die furchtbarsten Töne und fängt immer wieder von neuem mit dieser Schauermusik an. Wir dürfen ihm die Geige ja nicht etwa wegnehmen, sonst verfällt er in eine Art epileptischer Krämpfe. Nur wenn er die Geige bei sich weiss, nimmt er Nahrung zu sich. Von Zeit zu Zeit fängt er zu toben und zu wüten an; doch hat er der Geige während des allerschlimmsten Anfalles noch nie den geringsten Schaden zugefügt. Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, versucht er zu zerschlagen: nur seine Geige bleibt ständig heil. Wenn aber zufällig eine Saite springt, verfällt er in einen neuen Krampf, und wir beeilen uns, möglichst rasch eine neue Saite aufzuspannen. Dann hört meistens der Anfall auf ... doch will ich Ihnen nun etwas aus seinem früheren Leben erzählen:

Hans Streno, so heisst der Kranke, war der einzige Sohn einer armen Witwe. Sein Vater starb als Alkoholiker, kurz bevor der Knabe das Licht der Welt erblickt hatte. Dieser Vater soll ein ausgezeichneter Cellist gewesen sein; er war Mitglied beim Stadtorchester und gab von Zeit zu Zeit eigene Konzerte, die ihm Ruhm und Geld eintrugen. Mit Geld verstand er zwar nicht umzugehen. Daher wusste sich nach seinem Tode die arme Witwe mit dem kleinen Kind kaum mehr zurechtzufinden, als ihr eigenes, winziges Vermögen nur zu bald verzehrt war. Einige hochherzige Musikfreunde nahmen sich der Frau an. Doch sah sie sich gezwungen, ihr Kind einer Erziehungsanstalt anzu-